

Verena Thaler

SPRECHEN FRAUEN TATSÄCHLICH ANDERS ALS MÄNNER?
EINE WISSENSCHAFTSTHEORETISCHE UNTERSUCHUNG ZU
THEORIE UND METHODE DER FEMINISTISCHEN LINGUISTIK

EINLEITUNG

Ich beginne mit einem Beispiel. Candace West untersuchte 1984 in zehn Zweiergesprächen zwischen weiblichen und männlichen Ärzten und ihren Patienten bzw. Patientinnen die Verteilung der Unterbrechungen, d. h. sie zählte, wer in diesen Gesprächen wen wie oft unterbrach. Dies führte zu dem Resultat, dass männliche Ärzte ihre Patienten und Patientinnen mehr als doppelt so oft unterbrachen, als sie selbst unterbrochen wurden, während es sich bei den Ärztinnen genau umgekehrt verhielt: Sie wurden im Durchschnitt doppelt so oft von ihren Patienten und Patientinnen unterbrochen, als sie selbst Unterbrechungen initiierten. Aus diesem Ergebnis zieht West den Schluss, dass männliche Ärzte die Unterbrechungen als Mittel benutzen, Kontrolle über ihre Patienten und Patientinnen auszuüben. Es steht für sie außer Zweifel, dass es Unterschiede im kommunikativen Verhalten von Frauen und Männern gibt, die auf das Geschlecht zurückzuführen sind (vgl. West 1984: 196 f).

Dieses Forschungsergebnis von West ist zugleich die Hauptthese der feministischen Linguistik oder linguistischen Geschlechterforschung.¹ Seit den 70er-Jahren wird diese These – zunächst ausschließlich in den USA, später auch in verschiedenen europäischen Ländern – von Forscherinnen und Forschern vertreten, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, die unsere Gesellschaft kennzeichnenden Machtstrukturen, wie sie sich in der Sprache und im Kommunikationsverhalten der Geschlechter widerspiegeln, aufzuzeigen und empirisch zu belegen. Sie beschreiben das Geschlechterverhältnis als ein hierarchisch-patriarchalisches und gehen davon aus, dass dieses auf sprachlicher Ebene reproduziert wird. Umgekehrt trage der sexistische Sprachgebrauch dazu bei, das bestehende Gesellschaftssystem zu stützen und zu festigen. Insbesondere in den früheren Arbeiten der feministischen Linguistik mündeten die Analysen systematisch in eine – implizite oder explizite – Forderung nach der Aufhebung der dargestellten patriarchalischen Strukturen, wodurch ihnen neben einer wissenschaftlich-deskriptiven stets auch sprachpolitische Bedeutung zukam und -kommt. Nichtsdestoweniger hat die linguistische Geschlechterforschung den Anspruch, ein offiziell anerkannter und geförderter Forschungsbereich innerhalb der

1 Der erst in jüngerer Zeit gebräuchliche Terminus 'linguistische Geschlechterforschung' betont das Interesse am kommunikativen Verhalten beider Geschlechter, wobei die feministische Perspektive i. d. R. beibehalten wird (vgl. Schönthal 1998: 166).

Sprachwissenschaft zu sein, und hat als solcher den allgemein anerkannten Kriterien der Wissenschaftlichkeit zu genügen. Dass Untersuchungen wie jene von West diesen Kriterien sowohl aus theoretischer als auch aus methodischer Sicht zum Teil nicht genügen, soll im Folgenden gezeigt werden. Das Ziel besteht dabei nicht darin, die Forschungsrichtung als Ganzes zu diskreditieren. Vielmehr soll es darum gehen, grundlegende wissenschaftstheoretische Probleme und Mängel in der konkreten theoretischen wie methodischen Herangehensweise aufzuzeigen und zu diskutieren. Die Auseinandersetzung damit soll nicht die Forschungsrichtung als solche in Frage stellen, sondern ihr im Gegenteil dienen, indem sie zur Reflexion und zur Behebung der dargestellten Mängel in der zukünftigen Forschungstätigkeit anregt.

1. GESCHLECHTSTYPISCHES SPRACHVERHALTEN ALS FORSCHUNGSGEGENSTAND

Das Forschungsfeld der feministischen Linguistik gliedert sich in zwei größere Bereiche. Es wird zum einen das Sprachsystem auf sexistische Elemente hin untersucht, d. h. es werden systeminterne Strukturen in den Bereichen der Grammatik, der Morphologie und des Lexikons betrachtet und kritisch analysiert. Eines der bekanntesten Beispiele hierfür ist die Diskussion um geschlechtergerechte Berufs- und Personenbezeichnungen. Die Beschäftigung mit systemlinguistischen Fragen erfreute sich insbesondere in den 80er- und frühen 90er-Jahren großer Beliebtheit, ist in den letzten Jahren allerdings deutlich zurückgegangen. Den zweiten großen Schwerpunkt der feministischen Linguistik bildet die Erforschung geschlechtstypischen Sprachverhaltens in konkreten Kommunikationssituationen. Man analysiert Besonderheiten weiblichen und männlichen Sprechens mit dem Ziel, Merkmale geschlechtstypischer Gesprächsstile identifizieren und empirisch belegen zu können. Der vorliegende Beitrag soll ausschließlich diesen zweiten, in der gegenwärtigen feministischen Diskussion vorrangigen Forschungsbereich zum Gegenstand haben. Alle hier untersuchten Publikationen behandeln Fragestellungen dieser Art.

Wenn von der Erforschung geschlechtstypischer Gesprächsstile die Rede ist, so gilt es anzumerken, dass es sich beim Begriff 'Gesprächstil' um einen innerhalb der feministischen Linguistik relativ jungen Begriff handelt. Ursprünglich gingen feministisch-linguistische Forscherinnen, allen voran die amerikanischen Vordenkerinnen Robin Lakoff und Mary Richie Key, von der Existenz einer sog. Frauensprache (*women's language* (Lakoff 1975) bzw. *female language* (Key 1975)) aus, welche komplementär zu einer sog. Männersprache stünde und sich an einer Reihe konkreter lexikalischer, syntaktischer und prosodischer Phänomene festmachen ließe. Die von ihnen aufgeführten Charakteristika einer solchen Frauensprache, etwa ein vermehrter Gebrauch von Unsicherheitsmarkierungen (*hedges*), Rückversicherungsfragen (*tag-questions*), emphatischen Adjektiven, die

Verwendung von Euphemismen, Diminutiva, überhöflichen und hyperkorrekten Formen, Abschwächung und Indirektheit erzeugender Mittel u. v. m.,² seien allesamt als Ausdruck von weiblicher Unterordnung, mangelndem Selbstbewusstsein und Machtlosigkeit der Frauen in unserer Gesellschaftsordnung zu deuten. Senta Trömel-Plötz, die die Idee einer Frauensprache aus der frühen amerikanischen Forschung aufgegriffen und an die deutsche Sprache adaptiert hat, präziserte und ergänzte diese Überlegungen und bediente sich dazu des Begriffs des 'weiblichen Registers' (Trömel-Plötz 1982: 51). Beide Ansätze wurden später heftig kritisiert und ihres Absolutheitsanspruches wegen als inadäquat verworfen. Auch die Ansicht, es gäbe sog. Genderlekte, i. e. sprachliche Varietäten, die auf das soziale Geschlecht (*gender*)³ zurückzuführen und ausschließlich durch dieses zu erklären seien, gilt heute als überholt. Vielmehr spricht man in der gegenwärtigen Diskussion mehrheitlich von einem weiblichen und einem männlichen Gesprächsstil, welche eher als stilistische Präferenzen des jeweiligen Geschlechts denn als stabile Varietäten oder gar eigene Sprachen verstanden werden. Derartige Gesprächsstile können entweder als geschlechtstypisch – nämlich dann, wenn ihre Merkmale häufiger beim einen Geschlecht als beim anderen Geschlecht auftreten – oder als geschlechtsspezifisch – wenn bestimmte Merkmale nur bei einem der beiden Geschlechter auftreten – beschrieben werden. Als typische Merkmale eines männlichen Gesprächsstils werden in jüngeren, sich vorwiegend der Methode der Gesprächsanalyse bedienenden Untersuchungen etwa Unterbrechungen und Unterbrechungsversuche, Steuerung des Gesprächsthemas, längere Redezeit sowie verzögerte oder ausbleibende Hörerrückmeldungen genannt. Das weibliche Gesprächsverhalten wird demgegenüber als überwiegend kooperativ⁴ charakterisiert: Frauen stellen Bezüge her, unterstützen ihre Gesprächspartner durch Hörerrückmeldungen, stellen Fragen und dergleichen mehr (vgl. z. B. Gräbel 1991: 37–87; Frank 1992: 22–60; Fishman 1984: 132–140).

Ebenso wie über die zu verwendende Terminologie bestand und besteht in der feministischen Linguistik auch darüber Uneinigkeit, wie das konstatierte weibliche Sprachverhalten zu bewerten und welche Forderungen für das Sprachverhalten aus den Forschungsergebnissen abzuleiten seien. So wurde in der ersten Dekade der linguistisch-feministischen Geschlechterforschung im Zusammenhang mit der Annahme einer Frauensprache überwie-

2 Für einen Überblick über die in der ersten Dekade feministisch-linguistischer Sprachforschung aufgestellten Charakteristika der Frauensprache siehe Trömel-Plötz (1982: 45–53) sowie Samel (2000: 34 f).

3 In der jüngeren feministischen Forschung besteht weitgehend Einigung darüber, dass nicht das biologische Geschlecht (*sex*), sondern die Geschlechtsrollenidentität, das sozial erlernte und geprägte Geschlecht (*gender*) für die Erklärung von Unterschieden im Verhalten der Geschlechter relevant sei.

4 Die ursprünglich von Pamela Fishman (1978: 404) formulierte These, wonach Frauen die Gesprächsarbeit leisten, wurde in der Folge in zahlreichen Arbeiten wiederaufgenommen, durch zusätzliche Thesen zur kooperativen kommunikativen Orientierung von Frauen erweitert und empirisch untermauert.

gend die sog. Defizithypothese⁵ vertreten, welche den weiblichen Sprechstil bzw. die Frauensprache im Vergleich zur männlichen Norm als defizitär ansieht. Frauensprache trage dazu bei, dass Frauen machtlos blieben, weshalb Vertreterinnen der Defizithypothese eine Anpassung an die Männersprache forderten (vgl. z. B. Lakoff 1973; Trömel-Plötz 1982). Die später und in Abgrenzung dazu entstandene Differenzhypothese lehnt die Negativbewertung des weiblichen Sprachverhaltens ab. Sie besagt, dass die Frauensprache adäquat sei und nicht verändert zu werden brauche. Frauen sollten sich nicht den männlichen Stil aneignen, sondern sich ihrer eigenen Fähigkeiten bewusst werden (vgl. z. B. Trömel-Plötz 1984). Eine weitere Hypothese zum weiblichen Sprachverhalten ist die Code-switching-Hypothese. Sie besagt, dass Frauen je nach Situation von einem Code in den anderen, also vom weiblichen zum männlichen und umgekehrt, wechseln. Demzufolge ist weibliches Sprachverhalten weder gut noch schlecht, es ginge einzig um den situationsadäquaten Einsatz eines kommunikativen Verhaltens (vgl. z. B. Eakins/Eakins 1978).

Darüber hinaus wurden im Laufe der Jahre verschiedenste Theorien entwickelt, die das Entstehen der geschlechtsbedingten Unterschiede im Kommunikationsverhalten zu erklären versuchen. Exemplarisch seien hier die Theorie der zwei Kulturen (oder Theorie der kulturellen Stile) und die Sexstereotypentheorie erwähnt. Erstere führt die Unterschiede im Sprachverhalten von Männern und Frauen darauf zurück, dass diese die Regeln der Interaktion im Alter von fünf bis fünfzehn Jahren in gleichgeschlechtlichen Peer-groups erlernen (vgl. Maltz/Borker 1991, engl. 1982). Die Sexstereotypentheorie besagt demgegenüber, dass das Geschlecht in der Interaktion insofern eine Rolle spielt, als es unterschiedliche stereotype Erwartungen und Vorstellungen hervorruft. Die Unterschiede im Sprachverhalten entstehen also vielfach erst im Auge des Betrachters, sie sind durch eine geschlechtstypische Wahrnehmung bedingt (vgl. z. B. Kramer 1978; Thimm 1995).

All die genannten theoretischen Positionen, die hier nur knapp skizziert werden konnten, stimmen in mindestens einem Punkt überein, nämlich in der eingangs formulierten Grundthese der feministischen Linguistik, wonach das (biologische oder soziale) Geschlecht Unterschiede im Sprach- und Kommunikationsverhalten von Männern und Frauen verursache. Diese Unterschiede, wie auch immer sie im Einzelnen interpretiert und bewertet werden, ließen sich an bestimmten, gleichbleibenden Merkmalen festmachen. Diese sehr allgemein gefasste Hypothese soll als Ausgangspunkt für die nun folgende Auseinandersetzung mit der Theorie der feministischen Linguistik dienen.

5 Streng genommen handelt es sich bei der als 'Defizithypothese' bezeichneten Position um keine Hypothese im herkömmlichen Sinn, da sie deskriptive und normative Aussagen miteinander verbindet. Dasselbe gilt für den Begriff der 'Differenzhypothese'.

2. THEORIE

2.1. Hypothesen und Kriterien

Aus dem bisher Gesagten lassen sich, unabhängig von der jeweils vertretenen Position, folgende grundlegende Hypothesen der feministischen Linguistik festhalten:

- (H1) Das Geschlechterverhältnis unserer Gesellschaft ist ein hierarchisch-patriarchalisches, in dem die Rolle des Mannes durch Macht und Dominanz, die der Frau durch Machtlosigkeit und Unterordnung gekennzeichnet ist.
- (H2) Dieses Geschlechterverhältnis und die damit verbundenen Rollen verursachen Unterschiede im kommunikativen Verhalten von Männern und Frauen, die sich an konkreten sprachlichen Merkmalen festmachen lassen.

Diese grundlegenden Hypothesen sollen im Folgenden näher betrachtet und anhand dreier Kriterien, nämlich (1) logischer Konsistenz, (2) empirischer Prüfbarkeit und (3) Bestätigung durch die Fakten auf ihre Wissenschaftlichkeit überprüft werden. Dabei gilt es festzuhalten, dass diese beiden Hypothesen alleine noch keine wissenschaftliche Theorie darstellen, es hier jedoch auch nicht um die Rekonstruktion einer vollständigen Theorie gehen soll. Inwiefern die genannten Hypothesen im Rahmen einer Theorie der feministischen Linguistik in jedem Fall ergänzungsbedürftig sind, soll im Abschnitt 2.3 gezeigt werden.

Kriterium (1) ist eine Grundanforderung, die an jede Theorie, sei sie empirisch oder nichtempirisch, gestellt werden kann und ist als solche allgemein anerkannt. Logische Konsistenz (Widerspruchsfreiheit) innerhalb eines theoretischen Systems ist deshalb unumgänglich, weil aus einer Kontradiktion jeder beliebige Satz abgeleitet werden kann. Die Theorie würde sich damit als nichtssagend erweisen und wäre für keinerlei weitere Aussagen sinnvoll zu gebrauchen.

Um Kriterium (2), empirische Prüfbarkeit, anwenden zu können, gilt es zunächst zu klären, wie die Hypothesen (H1) und (H2) im Rahmen einer Theorie der feministischen Linguistik genau zu verstehen sind. Offensichtlich können sie nicht als strikt universelle Hypothesen (Allsätze) der Form 'In *allen* westlichen Gesellschaften übt *jeder* Mann auf *jede* Frau Macht aus' ausgelegt werden, sondern sind vielmehr in einem schwächeren Sinn, als quasi-universelle oder statistische Hypothesen zu lesen, etwa in der Interpretation 'In *fast allen* westlichen Gesellschaften üben *die meisten* Männer auf *die meisten* Frauen Macht aus' oder 'In den meisten westlichen Gesellschaften üben mehr Männer auf Frauen Macht aus als Frauen auf Männer'. Derartige Hypothesen gelten dann als empirisch prüfbar, wenn sie durch Beobachtungsdaten (und ggf. unter Hinzufügung geeigneter Wahr-

scheinlichkeitsfunktionen) stütz- oder schwächbar sind.⁶ Ebendieses Minimalkriterium soll für die Untersuchung der Hypothesen (H1) und (H2) auf ihre Wissenschaftlichkeit herangezogen werden.

Sinnvoll ergänzt wird das Kriterium der empirischen Prüfbarkeit durch Kriterium (3), Bestätigung durch die Fakten, welches hier so lange als erfüllt gilt, als eine Hypothese an der Erfahrung geprüft und durch die entsprechenden Beobachtungsdaten gestützt (und nicht geschwächt) wurde.

2.2. Argument 1: Kausale Relevanz

Zunächst muss davon ausgegangen werden, dass die genannten Hypothesen nicht willkürlich, sondern aufgrund bestimmter – anfangs möglicherweise unsystematischer – Beobachtungen des (Sprach-)Verhaltens von Männern und Frauen in unserer Gesellschaft aufgestellt wurden. Wir setzen also voraus, dass in bestimmten Kommunikationssituationen Unterschiede im kommunikativen Verhalten der Geschlechter beobachtet wurden. Nun könnte ein Kritiker sogleich die Frage stellen, wie von derartigen Beobachtungen auf die Hypothese (H2) geschlossen, d. h. wodurch die Annahme begründet werden kann, die beobachteten Unterschiede seien vom Geschlecht, und nicht von einem oder mehreren anderen Einflussfaktoren,⁷ beispielsweise dem Alter, der Hautfarbe, dem Status, der Schulbildung, der Kommunikationssituation, dem Gesprächsthema oder dem Persönlichkeitstyp der betrachteten Personen, verursacht.⁸

Einige Forscherinnen haben sie damit beantwortet, dass es sich beim Geschlecht um eine derart fundamentale Eigenschaft einer Person handle, dass sie, im Unterschied zu anderen Eigenschaften, zwangsläufig identifiziert wird, wann immer die Person spricht (vgl. z. B. Trömel-Plötz 1982: 59–61). Diese Position wurde vor allem in den Anfängen der feministisch-linguistischen Forschung im Zusammenhang mit der Idee einer Frauensprache vertreten, findet sich vereinzelt aber auch noch in neueren Arbeiten: "Unabhängig von der

6 Universelle Hypothesen können demgegenüber, wie von Popper (¹1935, ⁸1984) ausführlich dargelegt, dann als empirisch prüfbar (und somit wissenschaftlich sinnvoll) angesehen werden, wenn sie bestätigbar und falsifizierbar sind. Für die hier betrachteten quasi-universellen bzw. statistischen Hypothesen wäre dieses Kriterium jedoch zu stark.

7 Die Begriffe 'Variable' und 'Einflussfaktor' werden hier gleichbedeutend verwendet.

8 Wird Sprache – gemäß einer Grundannahme der Soziolinguistik – als soziales Phänomen aufgefasst, so ist grundsätzlich davon auszugehen, dass ein sprachliches Merkmal durch eine Vielzahl möglicher sozialer Einflussfaktoren bedingt sein kann. Das sprachlich handelnde Individuum ist in eine derart komplexe soziale Realität eingebunden, dass der Einfluss einer sprachlichen oder außersprachlichen Variable auf das Sprachverhalten nicht allein durch intuitive Annahmen bestimmt und begründet werden kann, sondern sorgfältig geprüft werden muss.

jeweiligen Kommunikationssituation wirkt sich die Variable Geschlecht signifikant, sowohl auf die Qualität, als auch auf die Quantität der Kommunikation aus", meint Mechthild Schulze Dieckhoff (1993: 78).

Wer dies behauptet, stellt eine zusätzliche Hypothese, nämlich jene der Möglichkeit einer situationsunabhängigen Merkmalsbestimmung auf. Die jeweiligen Merkmale weiblichen bzw. männlichen Gesprächsverhaltens wären demnach in jeder denkbaren Kommunikationssituation zu beobachten – eine Hypothese, die allerdings für eine ganze Reihe von Merkmalen bereits empirisch widerlegt wurde und somit Kriterium (3), Bestätigung durch die Fakten, nicht erfüllt. Es liegen zahlreiche Ergebnisse vor, die zeigen, dass das Auftreten der als typisch weiblich bzw. typisch männlich beschriebenen Merkmale stark von der Situation, d. h. von anderen Variablen als jener des Geschlechts, abhängig sind. Betrachten wir etwa die von Lakoff (1975) und Key (1975) beschriebenen Merkmale einer von ihnen postulierten Frauensprache, wozu unter anderem der verstärkte Gebrauch von Diminutiva, Höflichkeitsformen, Rückversicherungsfragen (*tag-questions*), Wiederholungen und Selbstkorrekturen, zögerndes Sprachverhalten u. a. zählen. Diese Merkmale wurden in zahlreichen Nachfolgeuntersuchungen einer empirischen Überprüfung unterzogen, deren Ergebnisse Gräbel (1991, 28–32) zusammenfassend darstellt: Fünf Studien bestätigten einen häufigeren Gebrauch der Merkmale bei Frauen, vier Untersuchungen fanden jedoch keine geschlechtsspezifischen Unterschiede bzw. kamen sogar zu umgekehrten Ergebnissen.

Derartige Differenzen in den Forschungsergebnissen lassen sich nicht nur für die von Lakoff und Key angenommenen Merkmale, sondern auch für eine ganze Reihe weiterer, in der jüngeren Forschung identifizierter Merkmale feststellen⁹. Als eines von zahlreichen Beispielen hierfür sei die Verteilung der Unterbrechungen in Gesprächen zwischen Männern und Frauen genannt. So stellten etwa West (1984), wie im einleitenden Beispiel beschrieben, Schmidt (1988) und Trömel-Plötz (1982) in den von ihnen untersuchten Gesprächen fest, dass Männer Frauen deutlich häufiger unterbrechen als umgekehrt. Andere Untersuchungen, etwa jene von Leet-Pelegriani (1980) oder Klann (1978) zeigen eine symmetrische Verteilung der Unterbrechungen; wieder andere, etwa jene von Lauper/Lotz (1984) oder Trömel-Plötz (1984b) zeigen, dass Frauen sogar öfter unterbrechen als Männer.

Eine vollständige Falsifikation der Hypothese der Möglichkeit einer situationsunabhängigen Merkmalsbestimmung, d. h. der Annahme, es gäbe Merkmale weiblichen bzw. männlichen Sprechens, die in jeder denkbaren Situation auftreten, würde eine empirische Überprüfung sämtlicher denkbarer Merkmale einer Sprache erfordern, deren Anzahl zwar nicht unendlich, aber doch unüberschaubar groß ist, was die vollständige Falsifikation

⁹ Vgl. etwa die zusammenfassenden Forschungsberichte von Gräbel (1991), Frank (1992) und Schönthal (2000).

praktisch unmöglich macht. Für zahlreiche im Laufe der vergangenen drei Jahrzehnte feministisch-linguistischer Forschung immer wieder aufgeführte Merkmale konnte die Hypothese, wie oben exemplarisch dargestellt, jedoch empirisch widerlegt werden, was die Annahme einer situationsunabhängigen Merkmalsbestimmung zumindest höchst unplausibel erscheinen lässt.

In der gegenwärtigen Diskussion besteht infolge dessen weitgehende Einigkeit darüber, dass es neben dem Geschlecht auch noch andere soziolinguistisch relevante Faktoren gibt, das Sprachverhalten der Geschlechter also nicht situationsübergreifend beschrieben werden kann, sondern mitunter auch von anderen Faktoren als dem Geschlecht bestimmt ist (vgl. Samel 2000: 218). Sobald man aber andere potentielle Einflussfaktoren anerkennt, wird die oben gestellte Frage, wie die kausale Relevanz des Faktors Geschlecht für die beobachteten Unterschiede im Sprachverhalten bestimmt werden kann, zu einem methodischen Problem. Zuverlässige Aussagen über den Einfluss des Geschlechts sind offensichtlich nur dann möglich, wenn es gelingt, mögliche andere Einflussfaktoren bei der Analyse so weit wie möglich auszuschließen. Dies ist eine Frage der Methode, die im Abschnitt 3 diskutiert werden soll.

2.3. Argument 2: Unbegründete Zusatzannahmen

Eine zweite Frage, die an die genannten grundlegenden Hypothesen der feministischen Linguistik herangetragen werden könnte, ist jene nach dem Zusammenhang zwischen den postulierten Geschlechterrollen und den beobachteten sprachlichen Merkmalen. Wie kann man sagen, dass die beobachteten Merkmale tatsächlich Unterordnung seitens der Frau bzw. Dominanz seitens des Mannes zum Ausdruck bringen? Darauf geben die beiden Hypothesen keine Antwort. Sobald in die allgemein formulierte Hypothese (H2) konkrete Merkmale eingesetzt werden, sind wir gezwungen, der (fragmentarischen) Theorie Korrespondenzregeln¹⁰ hinzuzufügen, was die Theorie bereits bedeutend komplexer macht als vordergründig vorgegeben. Bei genauer Betrachtung gibt es keinen empirisch nachprüfbar Satz der Form "In der Situation S1 werden Frauen häufiger unterbrochen als Männer" oder "In der Situation S2 stellen Frauen mehr Fragen als Männer", der die Hypothesen (H1) und (H2) für sich genommen (d. h. ohne die heimliche Zusatzannahme von Korrespondenzregeln) stärken oder schwächen könnte. (H1) und (H2) wären für sich gesehen also gar nicht empirisch prüfbar und müssen daher, um Kriterium (2) zu erfüllen, zwangsläufig durch Korrespondenzregeln ergänzt werden. Für das Merkmal der Unterbrechungen wurde

10 d. h. universelle oder statistische Aussagesätze, die theoretische, also nicht-beobachtbare Ausdrücke (z. B. 'Macht', 'Unterordnung') mit Beobachtungsausdrücken verbinden; solche Sätze werden oft auch 'Bedeutungspostulate' oder 'Reduktionssätze' genannt.

eine solche Korrespondenzregel von verschiedenen Autorinnen – mit leichten Abweichungen – wie folgt formuliert:

Wer seinen Gesprächspartner unterbricht, kontrolliert den Gesprächsverlauf, unterbindet das Rederecht des Partners und übt somit Macht auf ihn aus (vgl. z. B. Trömel-Plötz 1984a: 59, West 1984: 186).

Auf diese oder ähnliche Weise muss für jedes sprachliche Merkmal eine Korrespondenzregel formuliert werden, die den logischen Zusammenhang zwischen (H1) und (H2) begründet. Folgende Beispiele sollen einen Eindruck davon geben:

Mit unterstützenden Minimalbestätigungen wie *ja, mhm, genau* etc. "kommunizieren die Frauen den starken Wunsch, den Mann anzunehmen, einzuschließen, die Unterschiede zwischen ihnen und ihm zu reduzieren." (Trömel-Plötz 1984b: 374)

Fragen stellen in der Interaktion eine strategische Lösung dar, trotz eingeschränkten Rederechts zu Wort zu kommen (vgl. Fishman 1984: 135).

Verschönerung und Abschwächung von Äußerungen bewirken, dass man sich in der Interaktion weniger behauptet (vgl. Trömel-Plötz 1982: 47).

Hyperkorrektes Sprachverhalten ist ein Akt, mit dem Frauen ihren Anspruch auf Gleichberechtigung sprachlich zu symbolisieren suchen (vgl. Ammon 1973: 97).

Entscheidend ist nun aber, dass solche Korrespondenzregeln stets nur eine von vielen möglichen Begründungen für das Auftreten eines bestimmten Merkmals zum Ausdruck bringen und somit selbst wieder begründet werden müssen. Es reicht nicht aus, das Auftreten von Unterbrechungen allein durch Rekurs auf die Intuition als Mittel der Gesprächskontrolle zu interpretieren, denn es gibt daneben eine Reihe weiterer Deutungsmöglichkeiten, die nur dann ausgeschlossen werden dürfen, wenn dies auch hinreichend begründet wird.

Jedes der von der feministischen Linguistik angeführten sprachlichen Merkmale kann grundsätzlich, in Abhängigkeit vom jeweiligen Äußerungskontext, unterschiedliche kommunikativ-pragmatische Funktionen erfüllen, die etwa von Karsta Frank (1992) anhand mehrerer Beispiele sehr klar herausgearbeitet wurden. So sind Unterbrechungen nicht in jedem Fall als Mittel der Themenkontrolle aufzufassen, sie können in bestimmten Kontexten auch Ausdruck starker innerer Beteiligung oder großer Zustimmung sein und in diesem Sinne sogar als äußerst kooperatives Sprachverhalten interpretiert werden (vgl. Frank 1992: 53 f). Ebenso kann das Stellen von Fragen nicht ausschließlich als Folge eingeschränkten Rederechts interpretiert werden, sondern auch als Mittel, ein Gespräch aufrecht zu erhalten, als Ausdruck von Unsicherheit (Rückversicherungsfragen), als Wunsch nach Klärung oder Information und anderes mehr. Dies erklärt auch die oben beschriebenen Differenzen in den Forschungsergebnissen, die für ein und dasselbe Merkmal je nach Kommunikationssituation geradezu konträre Resultate hervorgebracht haben. Die Deutung und die daran an-

schließende Formulierung einer Korrespondenzregel der oben beschriebenen Art muss also in jedem Fall kontextbezogen erfolgen und mit Bezug auf den konkreten Kommunikationsszusammenhang und die jeweilige kommunikative Funktion des untersuchten Merkmals hinreichend begründet werden. Derartige Begründungen werden in vielen Fällen aber nicht gegeben, wodurch der Zusammenhang zwischen den Hypothesen (H1) und (H2) nicht vollständig erklärt wird. Die Hypothesen sind folglich für wissenschaftlich brauchbare Aussagen in diesen Fällen nicht sinnvoll zu verwenden.

Zur Verdeutlichung des Gesagten komme ich an dieser Stelle auf die einleitend dargestellte Studie von Candace West (1984) zurück. Wie auch andere Autoren und Autorinnen deutet West Unterbrechungen als Mittel der Gesprächskontrolle, also als Ausdruck von Macht und Dominanz seitens des Mannes. Diese Deutung begründet sie allein mit dem Verweis auf frühere Studien, in denen eine asymmetrische Verteilung der Unterbrechungen in Gesprächen beobachtet worden sei. Jedoch stellt dieser Verweis keine hinreichende Begründung dar, da sie erstens nicht angibt, wodurch sich die gewählte Deutung in den früheren Studien rechtfertigt, ja nicht einmal sicher ist, ob diese Deutung tatsächlich gerechtfertigt ist (sie schreibt wörtlich, "Männer [...] *schienen* Unterbrechungen zu benutzen, um die Gesprächsthemen zu kontrollieren", West 1984: 186; Hervorhebung V.T.), und zweitens, wie oben dargelegt, niemals ungeprüft Parallelen von einem Äußerungskontext zu einem anderen gezogen werden können. Es wäre im Gegenteil sehr gut vorstellbar, dass Unterbrechungen in den von ihr untersuchten ärztlichen Beratungsgesprächen, die mit dem Ziel der Weitergabe von Fachinformationen von einem Experten bzw. einer Expertin an einen Laien geführt werden, mitunter eine andere Funktion erfüllen als Unterbrechungen zwischen College-Studentinnen und -Studenten, auf die West (1984: 186) zur Stützung ihrer These unter anderem Bezug nimmt. Auch wäre es denkbar, dass eine von einem Patienten initiierte Unterbrechung in einem derartigen Beratungsgespräch anders zu deuten ist als eine Unterbrechung seitens des Arztes, oder dass die Zuschreibung einer kommunikativen Funktion von anderen kontextuellen Faktoren abhängig ist, beispielsweise vom genauen Zweck des Arztbesuchs, von der Länge der Bekanntschaft und dem Grad der Vertrautheit zwischen Patient und Arzt, vom Alter des Patienten und/oder des Arztes bzw. vom Altersunterschied zwischen den beiden, vom sozioökonomischen Status des Patienten, vom Grad der Responsivität der unterbrechenden in Bezug auf die der Unterbrechung vorangegangene Äußerung, vom Inhalt der unterbrechenden bzw. der unterbrochenen Äußerung, vom begleitenden Einsatz non- oder paraverbalen Mittel u. v. m. West nimmt keinerlei Differenzierung möglicher kommunikativer Funktionen einer Unterbrechung vor, sondern unterzieht sämtliche Vorkommnisse von vornherein einer einheitlichen Deutung, was ihre als generelle Korrespondenzregel formulierte Aussage, eine Unterbrechung sei ein Mittel, Kontrolle über den Gesprächspartner auszuüben, noch unglaubwürdiger erscheinen lässt.

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass der Zusammenhang zwischen den in (H1) postulierten Geschlechterrollen und den beobachteten sprachlichen Merkmalen (H2) nicht als klar vorausgesetzt werden kann, sondern durch den Hypothesen hinzuzufügende Korrespondenzregeln begründet werden muss. Diese müssen ihrerseits wieder begründet werden, was eine detaillierte Analyse der kommunikativ-pragmatischen Funktionen der einzelnen Merkmale im konkreten Äußerungskontext voraussetzt. In vielen, insbesondere früheren Arbeiten der feministischen Linguistik wurden solche Begründungen nicht oder nicht in hinreichender Form gegeben. Der logische Zusammenhang zwischen (H1) und (H2) bleibt somit ungeklärt, was die Ergebnisse der auf den genannten Hypothesen aufbauenden empirischen Analysen grundsätzlich in Frage stellt.

Abschließend sei angemerkt, dass die fehlenden oder mangelhaften Analysen der kommunikativen Funktionen in späteren Arbeiten verschiedentlich kritisch reflektiert, und die notwendigen Differenzierungen nachträglich geliefert wurden (vgl. z. B. Frank 1992; Gräbel 1991). Derartige Darstellungen vermögen die Mängel in der Begründung der Korrespondenzregeln zwar nicht aufzuheben, bieten in jedem Fall aber wertvolle diesbezügliche Anregungen für künftige Untersuchungen.

2.4. Argument 3: Induktives Schließen

Eine dritte Frage, die an die feministische Linguistik gestellt werden könnte, ist jene, ob vom Vorhandensein bestimmter Merkmale in einer bestimmten Kommunikationssituation auf die Existenz eines geschlechtstypischen oder -spezifischen Stils, eines Genderlekts, eines weiblichen bzw. männlichen Registers oder sogar einer Frauen- und Männersprache geschlossen werden kann, wie es einige Forscher und Forscherinnen im Anschluss an ihre Analysen versucht haben. Vorausgesetzt, es konnte in einer oder mehreren Situationen der Einfluss des Faktors Geschlecht auf das konkrete Kommunikationsverhalten nachgewiesen werden, ist es nun zulässig, von den untersuchten Situationen zu abstrahieren und auf die Existenz genereller Merkmale weiblichen bzw. männlichen Kommunikationsverhaltens zu schließen?

Anfänglich wurden Generalisierungen in der feministischen Linguistik in aller Regel in zweierlei Hinsicht, nämlich sowohl in Bezug auf die Kommunikationssituation als auch in Bezug auf die betroffenen Personen bzw. Personengruppen vorgenommen, d. h. es wurde einerseits von den untersuchten auf alle Situationen, und andererseits von den untersuchten auf alle Personen desselben Geschlechts geschlossen. Generalisierungen sind allerdings nur mittels induktiver Schlüsse möglich, welche von verschiedenen Wissenschaftstheoretikern, allen voran von Karl Popper (⁸1984, ¹1935), für wissenschaftliche Aussagen nicht anerkannt werden. Aus besonderen (singulären) Sätzen – also etwa dem Satz "In der Situation S1 verwenden die Frauen A, B und C mehr abschwächende Formen als die Männer D, E

und F" – können deduktiv keine allgemeinen Sätze – also etwa der Satz "In allen Situationen verwenden die Frauen A, B und C mehr abschwächende Formen als die Männer D, E und F" oder der Satz "In der Situation S1 verwenden alle Frauen mehr abschwächende Formen als die Männer D, E und F" – abgeleitet werden (vgl. Popper 1984: 16). Eine Abstraktion von Individualien zu Universalien bzw. von besonderen zu allgemeinen Sätzen ist logisch undurchführbar (vgl. Popper 1984: 37).

Allerdings gibt es auch Gründe, die ungeachtet dessen für das Zulassen induktiven Schließens sprechen, etwa dass induktive Schlüsse in den meisten Wissenschaften von enormer Bedeutung und praktisch unverzichtbar sind.¹¹ Mittels Induktion sind Generalisierungen der oben beschriebenen Art durchaus durchführbar, jedoch sind sie nur dann wissenschaftlich sinnvoll, wenn es sich dabei auch um starke Schlüsse handelt. Schwach ist ein Schluss unter anderem dann, wenn eine der Prämissen unplausibel erscheint, wenn der Grad des Glaubens an die Wahrheit der Prämissen also gering ist, oder auch dann, wenn es unplausibel erscheint, dass die Konklusion wahr ist, unter der Annahme, dass alle Prämissen wahr sind. Ob es sich bei den von einzelnen Forschern und Forscherinnen zur Bestimmung eines allgemein weiblichen bzw. männlichen Kommunikationsverhaltens vorgenommenen induktiven Schlüssen um starke Schlüsse handelt und die Generalisierung somit gerechtfertigt werden kann, soll im Folgenden für verschiedene Formen der Generalisierung geprüft werden.

Trömel-Plötz legte 1984 eine allgemeine Beschreibung eines weiblichen und eines männlichen Gesprächsstils vor, zu der sie offensichtlich durch eine doppelte Verallgemeinerung – d. h. sowohl in Bezug auf die Kommunikationssituationen als auch in Bezug auf die Personengruppen – gelangte. Sie spricht von einem "Gesprächstil der Frauen", abstrahiert also von jeglicher Situation und schreibt die dargestellten Merkmale eines weiblichen bzw. männlichen Stils *den* Frauen bzw. *den* Männern zu (vgl. Trömel-Plötz 1984b: 363). Eine solche Verallgemeinerung ist nicht nur deshalb abzulehnen, weil es sich dabei um einen sehr schwachen Schluss handelt (die Konklusion, die von ihr beobachteten Merkmale treten bei *allen* Frauen und Männer in *allen* möglichen Situationen auf, ist höchst unplausibel), sondern auch deshalb, weil – wie im Argument 1 exemplarisch dargestellt – für einzelne Merkmale bereits gezeigt werden konnte, dass situationsübergreifende Generalisierungen zu falschen Konklusionen führen.

Dies gilt auch für Verallgemeinerungen eingeschränkteren Ausmaßes. So schließt etwa Lakoff (1973: 47) nicht auf alle, sondern nur auf amerikanische Mittelschichtfrauen. Sie

11 Im Einzelnen kann auf das Induktionsproblem und mögliche Gründe für die Rechtfertigung induktiven Schließens hier nicht eingegangen werden (vgl. dazu z. B. den von Swinburne (1974) herausgegebenen Sammelband *The Justification of Induction*).

schränkt ihre Generalisierung hinsichtlich der betroffenen Personengruppe also ein, die Plausibilität, dass ein solcher Schluss zu einer wahren Konklusion führt, ist angesichts der Vielzahl möglicher soziolinguistischer Einflussfaktoren aber immer noch äußerst gering.

Die Problematik situationsübergreifender induktiver Schlüsse scheint offensichtlich, sodass in späteren Studien korrekterweise auf Generalisierungen dieser Art verzichtet wurde (vgl. Samel 2000: 217). Davon zu unterscheiden sind jene Fälle, in denen Generalisierungen innerhalb eines bestimmten situativen Rahmens, also nicht in Bezug auf die Kommunikationssituation, sondern lediglich in Bezug auf die betroffenen Personen(gruppen) vorgenommen wurden. So schließt etwa Spender (1984) von den Ergebnissen verschiedener empirischer Studien zum geschlechtsspezifischen Verhalten im Schulunterricht auf das Verhalten *der* Lehrer und Lehrerinnen bzw. *der* Schüler und Schülerinnen im allgemeinen (vgl. Spender 1984: 72 f). Eine solche Vorgehensweise könnte möglicherweise dann gerechtfertigt werden, wenn sie auf einer randomisierten, für die Grundgesamtheit repräsentativen Stichprobe basieren würde. Würden bestimmte Merkmale für eine repräsentative Stichprobe aller britischen Lehrer und Lehrerinnen in einer bestimmten Unterrichtssituation festgestellt, so könnte man sagen, es liegt ein guter Grund vor, anzunehmen, dass diese Merkmale bei allen britischen Lehrern und Lehrerinnen (in der gegebenen Unterrichtssituation) auftreten. Eine so durchgeführte Generalisierung könnte durchaus als starker Schluss angesehen werden. Die Aussagen von Spender basieren jedoch nicht auf repräsentativen Stichproben, wodurch sich, wenngleich in eingeschränkterem Ausmaß, dieselben Probleme wie bei situationsübergreifenden Generalisierungen stellen. Spender selbst scheint sich dieser Problematik bewusst zu sein, wenn sie ihre generellen Aussagen an verschiedenen Stellen ihrer Argumentation durch Formulierungen der Art "die *meisten* Lehrerinnen und Lehrer", "in den *meisten* Unterrichtssituationen *in unserem Land* (d. h. England)" oder "*viele* der männlichen Schüler" (vgl. Spender 1984: 71–75; Hervorhebungen V.T.) abschwächt. Das zugrundeliegende Problem kann durch Formulierungen wie "die meisten" jedoch nicht umgangen werden. Eine Generalisierung von bestimmten auf die meisten Lehrerinnen setzt ebenso einen induktiven Schluss voraus wie eine Generalisierung von bestimmten auf alle Lehrerinnen. Das Einfügen einer Wahrscheinlichkeit kann niemals das Fehlen einer repräsentativen Stichprobe kompensieren.

Wie sich anhand der Beispiele gezeigt hat, sind mittels induktiver Schlüsse vollzogene Generalisierungen in der Soziolinguistik höchst problematisch, da sie in jedem Fall ein Abstrahieren von einer Vielzahl situativer und persönlichkeitsbezogener Variablen voraussetzen, was für natürliche Kommunikationssituationen gemäß der soziolinguistischen Grundannahme der sozialen Bedingtheit von Sprache (vgl. Fußnote 8) geradezu absurd erscheint. Verschiedentlich wurde von einzelnen Autoren und Autorinnen bereits darauf hingewiesen, dass "die Vielfalt des individuellen und situationsbedingten Gesprächsverhal-

tens keine situationsübergreifende Definition von weiblichen und männlichen Verhaltensweisen zulässt" (Werner 1983: 251) und dass Generalisierungen der beschriebenen Art daher nicht aufrecht erhalten werden können (vgl. z. B. Schönthal 2000: 2090, Samel 2000: 218). Überlegenswert wäre allenfalls die Möglichkeit einer Verallgemeinerung innerhalb einer bestimmten, klar abgegrenzten Kommunikationssituation, sofern die Untersuchung auf einer ausreichend großen, randomisierten Stichprobe basiert, und das situative Umfeld sich – beispielsweise in einer Laborsituation – so kontrollieren lässt, dass die Generalisierung nicht die Kommunikationssituation, sondern lediglich die betroffene Personengruppe eines bestimmten Geschlechts betrifft. Ist dies jedoch nicht möglich, so sollte m. E. auf induktive Schlüsse von singulären auf allgemeine Sätze verzichtet werden. Glaubhaft sind nur solche Darstellungen, die sich auf singuläre Sätze beschränken, sich in der Präsentation der Forschungsergebnisse also ausschließlich auf die untersuchten Personen in der untersuchten Situation beziehen. Selbst wenn der Begriff eines 'geschlechtstypischen Gesprächsstils' verwendet wird, sollte aus der jeweiligen Darstellung klar hervorgehen, dass es sich dabei ausschließlich um eine Charakterisierung der im konkreten Fall analysierten Gesprächssituation handelt. Die Abgrenzung singulärer gegenüber genereller Aussagen wird beispielsweise von West (1984: 196) auf eine klare Weise vorgenommen, wenn sie in den Schlussbemerkungen zu ihrer Untersuchung der Verteilung der Unterbrechungen bei männlichen und weiblichen Ärzten festhält: "Die Sammlung von Gesprächen, die ich diskutiere, stellt keine randomisierte Stichprobe dar, deshalb können die üblichen einfachen Projektionen von diesen Befunden auf Ärzte und Patienten im allgemeinen nicht gemacht werden." Für eine solche Vorgehensweise finden sich insbesondere in der jüngeren Forschungsliteratur zahlreiche Beispiele (vgl. z. B. Gräbel 1991: 309, Schmidt 1988: 161 f., Werner 1983: 251).

3. METHODE

Als empirische Wissenschaft bleibt die feministische Linguistik niemals bei Aussagen theoretischer Art stehen, sondern nimmt stets auch eine empirische Überprüfung der aufgestellten Hypothesen vor. Gemäß Popper (1935) ist eine empirische Theorie nur dann sinnvoll zu gebrauchen, wenn ihre Überprüfung an der Wirklichkeit einerseits grundsätzlich möglich ist, sie also empirisch prüfbar ist (vgl. Kriterium (2) empirische Prüfbarkeit), diese empirische Überprüfung andererseits aber auch tatsächlich erfolgt ist, d. h. die einzelnen Hypothesen der Theorie durch Beobachtungsdaten gestützt werden konnten (vgl. Kriterium (3) Bestätigung durch die Fakten). Wie diese empirische Überprüfung in der feministischen Linguistik konkret methodisch vollzogen wurde und wird, soll im Folgenden untersucht werden.

3.1. Homogenitätsbedingung

Allem voran stellt sich zunächst die bereits im theoretischen Teil aufgeworfene Frage nach der Bestimmbarkeit der kausalen Relevanz der Variable Geschlecht. Vorausgesetzt, es ist bei einer Reihe von Frauen ein bestimmtes Sprachverhalten, etwa ein verstärkter Gebrauch von Abtönungspartikeln, beobachtet worden. Was berechtigt uns zu der Annahme, dieses Sprachverhalten sei von der Variable Geschlecht und nicht von einer oder mehreren anderen soziolinguistischen Variablen, etwa dem Alter, dem Bildungsgrad, dem Wohnort, der Anzahl der Geschwister, der Fremdsprachenkenntnisse oder dem Persönlichkeitstyp, verursacht? Wir sind auf jeden Fall dann zu der Annahme berechtigt, dass der Faktor Geschlecht kausal relevant ist, wenn wir homogene Vergleichsgruppen heranziehen, die ausschließlich in der Variable Geschlecht variieren. Die Berücksichtigung der Homogenitätsbedingung scheint eine notwendige Voraussetzung für die Bestimmung der kausalen Relevanz einer Variable darzustellen. Inwiefern die Homogenitätsbedingung in den Sozialwissenschaften auch praktisch anwendbar ist bzw. welche zusätzlichen Überlegungen ihre konkrete Umsetzung in der feministischen Linguistik erfordert, soll in Abschnitt 3.3 diskutiert werden. Zunächst seien jedoch die theoretischen Grundlagen betrachtet.

Eine die Homogenitätsbedingung berücksichtigende Methode ist die sog. Differenzmethode (*Method of Difference*), wie sie erstmals von John Stuart Mill (1843) dargestellt wurde. Der kausale Zusammenhang zwischen einem Faktor A (z. B. weibliches Geschlecht) und einem Phänomen a (z. B. verstärkter Gebrauch von Abtönungspartikeln) kann dadurch nachgewiesen werden, dass zwei Situationen untersucht werden, die mit Ausnahme des Faktors A in allen Faktoren übereinstimmen. Tritt nun in jener Situation, in der Faktor A gegeben ist, das Phänomen a auf, in jener Situation, in der A nicht gegeben ist, hingegen nicht, so ist a durch A verursacht. Oder anders ausgedrückt: Stimmt eine Situation, in der das untersuchte Phänomen auftritt, in allen Faktoren außer in einem mit einer Situation überein, in der das untersuchte Phänomen nicht auftritt, so kann der die beiden Situationen unterscheidende Faktor als Ursache für das untersuchte Phänomen betrachtet werden (vgl. Mill ⁵1862: 428 f.).

Von entscheidender Bedeutung ist dabei die Berücksichtigung der bereits erwähnten Homogenitätsbedingung, d. h. der Bedingung, dass die beiden untersuchten Situationen tatsächlich ausschließlich in jenem Faktor voneinander abweichen, dessen Relevanz getestet werden soll. Sucht die feministische Linguistik nun die Relevanz des Faktors Geschlecht nachzuweisen, so kann sie dies nur mit Hilfe homogener (ausschließlich im Faktor Geschlecht variierender) Vergleichssituationen, nicht aber auf anderem Wege, beispielsweise durch die Untersuchung einer sehr großen Anzahl von Situationen, die alle den behaupteten kausalen Zusammenhang bestätigen oder zu bestätigen scheinen. Die einfache

Beobachtung des gemeinsamen Auftretens eines Faktors A und eines Phänomens a liefert keine Hinweise auf eine allfällige kausale Relevanz von A für a. Selbst wenn bei mehreren hundert Frauen ein verstärkter Gebrauch von Abtönungspartikeln beobachtet wurde, so lässt allein diese Beobachtung keine Rückschlüsse auf einen kausalen Zusammenhang zwischen weiblichem Geschlecht und verstärktem Gebrauch von Abtönungspartikeln zu. Schließlich wäre es ebenso gut denkbar, dass der Gebrauch von Abtönungspartikeln von einem anderen Faktor, beispielsweise vom Alter der untersuchten Personen, verursacht ist, und dieser nur zufällig mit dem Faktor Geschlecht korreliert. Selbst bei scheinbar gut bestätigten Zusammenhängen ist stets die Möglichkeit zufälliger Korrelationen zu bedenken. Es ist möglich, dass bei mehreren hundert blauäugigen Menschen eine überdurchschnittliche Sprachbegabung festgestellt wurde, ohne dass die Augenfarbe jedoch in kausalem Zusammenhang zur Sprachbegabung stünde. Ebenso ist es denkbar, bei einer großen Anzahl von Frauen (in einer großen Anzahl von Situationen) ein bestimmtes Sprachverhalten zu beobachten, ohne dass das Geschlecht dieses Sprachverhalten verursacht hätte.

Zudem ist es möglich, dass die beobachtete Korrelation zwar keine zufällige ist, sie jedoch nur deshalb besteht, weil der (scheinbar kausal relevante) Faktor und das (scheinbar von ihm verursachte) Phänomen eine gemeinsame Ursache haben, ohne dass jedoch ein kausaler Zusammenhang zwischen dem Faktor und dem Phänomen bestünde. Selbst wenn bei vielen tausend Menschen ein Zusammenhang zwischen ihrer Stimmlage und ihrer Körpergröße beobachtet wurde (derart, dass Menschen mit einer höheren Stimmlage im Durchschnitt kleiner sind als Menschen mit einer tieferen Stimmlage), so kann daraus nicht geschlossen werden, dass die Stimmlage eines Menschen seine Körpergröße verursache. Vielmehr ist es so, dass die durchschnittliche Körpergröße und die Stimmlage eine gemeinsame Ursache, nämlich das biologische Geschlecht des Menschen, haben.

Ein wirksames Mittel, solche zufälligen und kausal irrelevanten Korrelationen auszuschließen, ist die Differenzmethode.

3.2. Beispiele

Wie wurde und wird nun in der linguistischen Geschlechterforschung methodisch vorgegangen, um die kausale Relevanz des Faktors Geschlecht für das beobachtete Sprachverhalten nachzuweisen? Berücksichtigen die empirischen Untersuchungen die Homogenitätsbedingung, sodass zuverlässige Aussagen über den Einfluss des Faktors Geschlecht möglich sind? Folgende zwei Studien seien beispielhaft betrachtet.

Beispiel 1:

In der einleitend dargestellten Studie zur Verteilung der Unterbrechungen in ärztlichen Beratungsgesprächen untersuchte Candace West (1984) 6 Ärzte und 4 Ärztinnen im Ge-

sprach mit insgesamt 3 Patienten und 7 Patientinnen. Neben dem Geschlecht differieren die Versuchspersonen unter anderem in folgenden Punkten (vgl. West 1984:187–193):

- Die Patienten und Patientinnen unterscheiden sich in ihrem sozioökonomischen Status. Unter den beobachteten Personen gibt es Akademiker, Hausfrauen, Bauarbeiter, Arbeitslose, Schreiner.
- Des Weiteren unterscheiden sie sich in ihrer Hautfarbe. In den Gesprächen mit den Ärzten gibt es schwarze wie weiße Patienten und Patientinnen, wobei die Gruppe der weißen Patientinnen dreimal so stark vertreten ist wie die drei anderen Gruppen (schwarze Patientinnen, weiße Patienten, schwarze Patienten). In den Gesprächen mit den Ärztinnen gibt es zwei schwarze Frauen, einen schwarzen Mann und einen weißen Mann, jedoch keine weiße Frau.
- Zudem differieren die Patienten und Patientinnen im Alter. Die Alterspalette der Patienten und Patientinnen reicht von 31 bis 67 Jahre, wobei das Durchschnittsalter in den Gesprächen mit weiblichen Ärzten mit 53,8 Jahren deutlich über jenem der Gespräche mit männlichen Ärzten (mit 40,7 Jahren) liegt. Ebenso sind die männlichen Patienten mit durchschnittlich 50,7 Jahren deutlich älter als die weiblichen Patienten mit durchschnittlich nur 38,7 Jahren.
- Die vier untersuchten Ärztinnen gehören – im Unterschied zu den Ärzten – allesamt einem, wie West (1984: 193) selbst es nennt, "neuen und seltsamen Typ" von Ärztinnen an, da sie zur ersten Gruppe von Frauen gehören, die je in dem von West untersuchten Zentrum (einem Zentrum für Familienpraxis, in dem die Ärzte und Ärztinnen ihre Facharztausbildung machten) vertreten waren. Dazu kommt, dass, als sie ihre Facharztausbildung begannen, es nur eine einzige Ärztin in der Gruppe der lehrenden Ärzte in diesem Zentrum gab.
- Die Länge des Gesprächs, der Zweck des Besuchs und die Länge der Bekanntschaft zwischen Arzt/Ärztin und Patient/Patientin sind nicht standardisiert.
- Es wurden lediglich zwei Gespräche zwischen Ärztinnen und Patientinnen untersucht, wobei in beiden (im Unterschied zu anderen Gesprächen) eine (annähernd) symmetrische Verteilung der Unterbrechungen festgestellt werden konnte. In beiden Fällen unterscheiden sich die Gesprächspartnerinnen (im Unterschied zu anderen Gesprächen) in Alter und Hautfarbe: Die Patientinnen sind beide wesentlich älter als die Ärztinnen; beide Patientinnen sind schwarz, beide Ärztinnen weiß.
- Es wurde lediglich ein Gespräch zwischen einem Arzt und einem männlichen Patienten untersucht, wobei die Verteilung der Unterbrechungen stark von jener der Ge-

sprache zwischen demselben Arzt und weiblichen Patienten abweicht. Der untersuchte Patient ist im Unterschied zu allen anderen untersuchten Personen jedoch geistig zurückgeblieben und verbringt seine Zeit in einer Institution mit anderen geistig behinderten Personen.

Dass die Homogenitätsbedingung hier nicht erfüllt ist, ist offensichtlich. Das von West beobachtete Sprachverhalten lässt folglich keinerlei Schlüsse auf die Relevanz des Faktors Geschlecht zu. Dass die Verteilung der Unterbrechungen vom Geschlecht der beteiligten Personen verursacht ist, bleibt lediglich eine Vermutung, die durch die Ergebnisse der Studie von West weder gestärkt noch geschwächt wird. Die Situation ist, wie allein die oben dargestellte Vielfalt soziolinguistischer Einflussfaktoren zeigt, viel zu komplex, als dass aus der beobachteten Verteilung der Unterbrechungen auf die Relevanz irgendeines Faktors geschlossen werden könnte.

Beispiel 2:

Gudrun Fey (1995) wertete die Aufzeichnungen einer Redeübung im Rahmen von insgesamt drei Rhetorikseminaren aus, in der die insgesamt 59 untersuchten Teilnehmenden zu einer zwei- bis vierminütigen Vorstellung ihrer eigenen Person aufgefordert waren. Die Teilnehmenden mussten ihre Beiträge vor der Gruppe präsentieren und wurden dabei von einer Videokamera aufgezeichnet. Die Gruppe der Männer (mit 41 Personen) unterscheidet sich von jener der Frauen (mit 18 Personen) neben dem Geschlecht unter anderem in folgenden Variablen (vgl. Fey 1995: 29–33):

- Die Teilnehmenden gehören insgesamt zehn unterschiedlichen Berufsgruppen an, wobei manche Sparten und Berufsgruppen ausschließlich durch Männer (Forstwissenschaftler, Bauingenieure, Geodäten, Biologen), andere ausschließlich durch Frauen (Haushaltsökonomie, Lebensmittelchemie) vertreten sind.
- Die Teilnehmenden haben unterschiedliche Erfahrung im Reden vor einer Gruppe. Jene, die es nicht gewohnt sind, vor einer Gruppe zu reden, neigen (unabhängig von ihrem Geschlecht) zu einem unsichereren Sprachverhalten.
- Die Teilnehmenden weichen in ihrem Alter stark voneinander ab. Ihr Alter liegt zwischen 29 und 50, wobei zu einzelnen Personen keine Altersangaben vorliegen.
- Die aufgezeichneten Vorstellungen sind von unterschiedlicher Länge, die längste dauerte 8, die kürzeste 1,15 Minuten. Die untersuchten Frauen lieferten zum größten Teil kurze Beiträge. Alle Beiträge mit einer Dauer über 5 Minuten stammen von Männern.
- Des Weiteren besteht keine Homogenität bezüglich der geschlechtlichen Mehrheitsverhältnisse innerhalb der Gruppe. Die Gruppe der Männer (mit 41 Teilnehmern)

stellt gegenüber jener der Frauen (mit 18 Teilnehmerinnen) eine deutliche Mehrheit dar. Als solcher kann ihr innerhalb der Gesamtgruppe, vor der die Redeübung präsentiert werden musste, ein anderer Status zugeschrieben werden als der Minderheit.¹²

Auch hier ist die Homogenitätsbedingung offensichtlich nicht erfüllt. Nichtsdestoweniger bringt Fey das unter diesen Bedingungen beobachtete Sprachverhalten der untersuchten Männer und Frauen mit der Variable Geschlecht in Zusammenhang. Männer tätigten demzufolge mehr selbstaufwertende und deutlich weniger selbstabwertende Äußerungen als Frauen. Dies kann sie zwar für die untersuchten Präsentationen feststellen und durch Zahlen belegen, jedoch kann sie daraus nicht auf die Relevanz der Variable Geschlecht schließen. Der Unterschied zwischen den Geschlechtern kann, wie oben gezeigt, ebenso gut zufällig bzw. durch eine andere Variable bedingt sein.

3.3. Grenzen der Homogenitätsbedingung

Setzt man die Homogenitätsbedingung als methodische Voraussetzung für die empirische Überprüfung eines kausalen Zusammenhangs an, so gilt es jedoch noch zu klären, für welche Einflussfaktoren sie gelten soll und für welche nicht. Offensichtlich ist es in den Sozialwissenschaften, d. h. sobald die Forschungsobjekte menschliche Individuen sind oder mit solchen in Zusammenhang stehen, unmöglich, zwei Situationen bzw. Gruppen von Menschen heranzuziehen, die hinsichtlich aller denkbaren Einflussfaktoren homogen wären. (Man denke etwa an den möglichen Einfluss der Länge der Ohrläppchen, des Geburtsgewichts oder der Zusammensetzung des morgendlichen Frühstücks der jeweils untersuchten Person.) Streng genommen kann die Homogenitätsbedingung in den Sozialwissenschaften somit niemals erfüllt sein. Stattdessen bedarf ihre Umsetzung einer individuellen, an den jeweiligen Fall und das konkrete Forschungsinteresse angepassten Auslegung, wodurch sich ein Interpretationsspielraum ergibt, der von den methodischen Vorgaben der Differenzmethode nicht erfasst wird. Aus der unüberschaubar großen Menge grundsätzlich möglicher Einflussfaktoren gilt es jene zu selektieren, die für das gegebene Forschungsinteresse als potentiell kausal relevant erachtet werden. Nur auf diese soll und kann die Homogenitätsbedingung angewandt werden, möchte man sie als ein nicht nur zuverlässiges, sondern auch praktisch anwendbares Instrument zur Überprüfung der kausalen Relevanz aufrecht erhalten. Im Falle der feministischen Linguistik, welche die kausale Relevanz des Faktors Geschlecht für das Sprachverhalten zu klären sucht, zählt dazu vermutlich weder die Länge

12 Für gemischtgeschlechtliche Gespräche mit mehreren Teilnehmern konnte u. a. von Kotthoff (1992: 280) anhand zweier Fernsehdiskussionen mit unterschiedlichen Mehrheitsverhältnissen gezeigt werden, dass die jeweilige geschlechtliche Mehrheit sich durchsetzt.

der Ohrläppchen noch die Frage, wann die untersuchte Person am Vortag der Untersuchung zu Bett gegangen ist (wenngleich der Einfluss dieser Faktoren in einer einzelnen Situation niemals vollkommen ausgeschlossen werden kann). Auf jeden Fall zu berücksichtigen sind hingegen jene Variablen, von denen aufgrund vorangegangener Studien bekannt ist, dass sie regelmäßig oder zumindest zeitweise in Verbindung mit dem betreffenden (Sprach-)verhalten auftreten. Dazu zählen insbesondere jene Faktoren, deren Einfluss auf das Sprachverhalten innerhalb der Sozio- und Varietätenlinguistik vielfach aufgezeigt wurde, und deren kausale Relevanz somit als allgemein anerkannt gilt. Deren bekannteste sind neben dem Geschlecht das Alter, die soziale Schicht und die konkrete Kommunikationssituation. Sind selbst diese grundlegenden Faktoren – wie in den beispielhaft angeführten Studien von West (1984) und Fey (1995) – nicht berücksichtigt, so scheint mir die Ermittlung einer kausalen Relevanz unmöglich zu sein.

Darüber hinaus gibt es jedoch noch einen breiten Bereich von potentiell relevanten Faktoren, deren Berücksichtigung in einer bestimmten Situation letztlich dem Ermessen des verantwortlichen Forschers bzw. der Forscherin überlassen werden muss. Ob etwa der Gesundheitszustand der untersuchten Person, der Erziehungsstil der Eltern oder die Länge der Bekanntschaft zwischen den Gesprächspartnern für ein bestimmtes Sprachverhalten kausal relevant sein kann und somit in die Homogenitätsbedingung einzuschließen ist, kann nicht allgemeingültig beantwortet werden, sondern ist in Abhängigkeit vom konkreten Forschungsinteresse und unter Berücksichtigung der Ergebnisse vorangegangener Studien in jedem einzelnen Fall zu entscheiden. Ein Kriterium für die Auswahl der in die Homogenitätsbedingung einzuschließenden Faktoren stellt dabei stets auch die praktische Durchführbarkeit dar.

Auch die scheinbar zuverlässige Differenzmethode bietet also keine endgültigen Lösungen. Die feministische Linguistik sieht sich hier methodischen Problemen gegenüber, die sie mit anderen sozialwissenschaftlichen Forschungsrichtungen teilt. Wenngleich eine vollständige Erfüllung der Homogenitätsbedingung nicht möglich scheint, so bleibt doch das Streben danach, mögliche Probleme mit Hilfe einer gut durchdachten Untersuchungsanordnung auf ein Minimum zu reduzieren, und somit trotz allem zu (zumindest mit hoher Wahrscheinlichkeit) brauchbaren Resultaten zu gelangen.

4. SCHLUSSBEMERKUNG

Wie sich gezeigt hat, sind die grundlegenden Hypothesen der feministischen Linguistik schwerwiegenden theoretischen wie methodischen Problemen ausgesetzt. Zahlreiche der in den letzten drei Jahrzehnten durchgeführten Studien erfüllen die angeführten grundlegenden Kriterien der Wissenschaftlichkeit nicht, was nicht nur deshalb problematisch ist, weil

die so hervorgebrachten Ergebnisse keine Aussagekraft haben, sondern insbesondere auch deshalb, weil diese Mängel nicht selten unerkannt bleiben und andere Forscher und Forscherinnen auf die Ergebnisse derartiger Studien Bezug nehmen und ihre eigenen Forschungen darauf aufbauen. Als Beispiel dafür sei ein letztes Mal die dargestellte Studie von West (1984) angeführt, deren Ergebnisse trotz ihrer offensichtlichen Mängel im theoretischen wie im methodischen Bereich von verschiedensten Forschern und Forscherinnen immer wieder aufgenommen wurden (vgl. z. B. Schmidt 1988: 99; Frank 1992: 33) und somit auch in den jüngsten Forschungsberichten (vgl. Samel 2000: 184) noch präsent sind. Dass solche Prozesse höchst bedenklich sind, braucht nicht näher erläutert zu werden. Im Extremfall kann dies dazu führen, dass derartige, von einzelnen Forschern und Forscherinnen begangene Fehler eine gesamte Forschungsrichtung untergraben.

Positiv anzumerken ist demgegenüber, dass einzelne Aspekte der angeführten Probleme insbesondere in der jüngeren Forschungsliteratur bereits kritisch reflektiert und vereinzelt sogar alternative Herangehensweisen vorgeschlagen wurden. In jedem Fall stellt die Lösung der hier dargestellten theoretischen wie methodischen Probleme eine spannende Herausforderung für die zukünftige Forschungstätigkeit der linguistischen Geschlechterforschung dar.

BIBLIOGRAPHIE

- Ammon, U. 1973 *Dialekt, soziale Ungleichheit und Schule*, Weinheim/Basel.
- Eakins, B.W./Eakins G.R. 1978 *Sex Differences in Human Communication*, Boston/Houghton.
- Fey, G. 1995 Selbstdarstellung von Frauen und Männern in Rhetorikseminaren, in: Heilmann, Ch.M. (Hg.) *Frauensprechen – Männersprechen. Geschlechtsspezifisches Sprechverhalten*, München/Basel: 28–36.
- Fishman, P. 1978 Interaction: The Work Women Do, *Social Problems* 24: 397–406.
- 1984 Macht und Ohnmacht in Paargesprächen, in: Trömel-Plötz, S. (Hg.) *Gewalt durch Sprache. Die Vergewaltigung von Frauen in Gesprächen*, Frankfurt a.M.: 127–140.
- Frank, K. 1992 *Sprachgewalt: Die sprachliche Reproduktion der Geschlechterhierarchie. Elemente einer feministischen Linguistik im Kontext sozialwissenschaftlicher Frauenforschung*, Tübingen.
- Gräbel, U. 1991 *Sprachverhalten und Geschlecht. Eine empirische Studie zu geschlechtsspezifischem Sprachverhalten in Fernsehdiskussionen*, Pfaffenweiler.
- Günther, S./Kotthoff, H. (Hg.) 1991 *Von fremden Stimmen: weibliches und männliches Sprechen im Kulturvergleich*, Frankfurt a.M.
- Key, M.R. 1975 *Male/Female Language*, Metuchen (N.J.).
- Klann, G. 1978 Weibliche Sprache. Identität, Sprache und Kommunikation von Frauen, *Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie* 8: 9–62.

- Kotthoff, H. 1992 Die konversationelle Konstruktion von Ungleichheit in Fernsehgesprächen. Zur Produktion von kulturellem Geschlecht, in: Günther, S./Kotthoff, H. (Hgg.) *Die Geschlechter im Gespräch. Kommunikation in Institutionen*, Stuttgart: 251–285.
- Kramer, Ch. 1978 Male and female perception of male and female speech, *Language and Speech* 20/2: 151–161.
- Lakoff, R. 1973 Language and Women's Place, *Language in Society* 2: 45–79.
1975 *Language and Women's Place*, New York.
- Lauper, H./Lotz, C. 1984 "Also wir müssen jetzt aufpassen, liebe Frau Struck": Untersuchung einer Fernsehdiskussion zwischen Karin Struck und Hans Apel, in: Trömel-Plötz, S. (Hg.) *Gewalt durch Sprache. Die Vergewaltigung von Frauen in Gesprächen*, Frankfurt a.M.: 246–257.
- Leet-Pelegriani, H.M. 1980 Conversational Dominance as a Function of Gender and Expertise, in: Giles, H./Robinson, P.W./Smith, Ph.M. (Hgg.) *Language. Social Psychological Perspectives. Selected papers from the first international conference on social psychology and language, Juli 1979*, Oxford: 97–104.
- Maltz, D.N./Borker, R.A. 1991 Mißverständnisse zwischen Männern und Frauen – kulturell betrachtet, in: Günther, S./Kotthoff, H. (Hgg.) *Von fremden Stimmen. Weibliches und männliches Sprechen im Kulturvergleich*, Frankfurt a.M.: 52–74.
- Mill, J.St. ⁵1862/¹1843 *System Of Logic. Ratiocinative and inductive*, London.
- Popper, K. ⁸1984/¹1935 *Die Logik der Forschung*, Tübingen.
- Samel, I. ²2000 *Einführung in die feministische Sprachwissenschaft*, Berlin.
- Schmidt, C. 1988 'Typisch weiblich – typisch männlich'. *Geschlechtstypisches Kommunikationsverhalten in studentischen Kleingruppen*, Tübingen.
- Schönthal, G. 1998 Geschlechtstypisches Kommunikationsverhalten: Ergebnisse, Konsequenzen, Perspektiven, in: Schönthal, G. (Hg.) *Feministische Linguistik – Linguistische Geschlechterforschung. Ergebnisse, Konsequenzen, Perspektiven*, Hildesheim/Zürich/New York: 155–174.
2000 Impulse der feministischen Linguistik für Sprachsystem und Sprachgebrauch, in: Besch, W. et al. (Hgg.) *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*, Bd. 2.2., Berlin/New York: 2064–2100.
- Schulze Dieckhoff, M. 1993 Geschlechtsspezifische Sprachvarietäten in der Schule und die Konsequenzen für die Koedukationsdiskussion, in: Hufeisen, B. (Hg.) *"Das Weib soll schweigen..." (I.Kor. 14, 34). Beiträge zur linguistischen Frauenforschung*, Frankfurt a.M.: 73–96.
- Spender, D. 1984 Mit Aggressivität zum Erfolg: Über den doppelten Standard, der in den Klassenzimmern operiert, in: Trömel-Plötz, S. (Hg.) *Gewalt durch Sprache. Die Vergewaltigung von Frauen in Gesprächen*, Frankfurt a.M.: 71–89.
- Swinburne, R. (Hg.) 1974 *The Justification of Induction*, Oxford.
- Thimm, C. 1995 Durchsetzungsstrategien von Frauen und Männern: Sprachliche Unterschiede oder stereotype Erwartungen, in: Heilmann, Ch. (Hg.) *Geschlechtsspezifisches Sprechverhalten*, München: 120–129.

- Trömel-Plötz, S. 1982 *Frauensprache – Sprache der Veränderung*, Frankfurt a.M.
1984a Gewalt durch Sprache, in: Trömel- Plötz, S. (Hg.) *Gewalt durch Sprache. Die Vergewaltigung von Frauen in Gesprächen*, Frankfurt a.M.: 50–67.
1984b Weiblicher Stil – männlicher Stil, in: Trömel-Plötz, S. (Hg.) *Gewalt durch Sprache. Die Vergewaltigung von Frauen in Gesprächen*, Frankfurt a.M.: 354–394.
- Werner, F. 1983 *Gesprächsverhalten von Frauen und Männern*, Frankfurt a.M./Bern.
- West, C. 1984 Können "Damen" Ärzte sein?, in: Trömel- Plötz, S. (Hg.) *Gewalt durch Sprache. Die Vergewaltigung von Frauen in Gesprächen*, Frankfurt a.M.: 184–199.

Verena Thaler

Université de Bretagne Occidentale, Brest / Universität Salzburg

verena.thaler@univ-brest.fr